

(Nachdruck verboten.)

14)

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Peter zögerte noch einen Augenblick. Sord, wieder schlug der scharfe, gellende Jammerschrei an sein Ohr! Das Blut wich ihm aus dem Gesicht, sein Herz setzte den Schlag aus; ein Grausen kam ihm an. Noch deutlich stand ihm die Stunde vor Augen, in der das Josephchen geboren worden; aber da hatte die weise Frau am Lager geessen, ein Strom der Beruhigung ging von ihrer gewichtigen, geheimnisumwobenen Persönlichkeit aus, sie hatte den fetten Zeigefinger erhoben: „Dat dao kömmt e su leicht dervon wie en Stah! Pittchen, kocht mer en Kaffee!“

Und jene da, absetis in der Kammer neben dem Stall, lag verlassen wie ein hilfloses Tier. Peter rannte weiter, er konnte das Jammern, das jetzt in ein rauchweises Stöhnen überging, nicht mehr anhören; das Herz wurde ihm davon zusammengepreßt und die Tropfen herausgequetscht. Sie traten ihm in die Augen.

Geld, Geld! Ja, wer Geld hatte, der konnte sich alles gewähren, auch Hilfe in der Not. Der brauchte nicht zu leiden.

Geld, Geld! Eine Bier überkam ihn. Er fuhr sich in die Tasche — verflucht, nur ein paar lumpige Kupferpfennige drin!

Ja, wenn da Thaler geklappt hätten, harte Silberthaler, dann konnte er der Zeih ein Kleid kaufen — noch mehr — alles was ihr Herz begehrte! Dann würde die nicht im Wirtshaus sitzen und dem Reisenden um den Bart gehen, sie würde nicht mehr schmollen, nicht mehr weinen, nein, sie würde die Arme um seinen Hals schlingen und unter Küßchen flüstern: „Pittchen, mein auziger Schatz, wat haon ech Dech lieb!“

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, tropfte herunter und vermischte sich mit dem Raß seiner Augen. Und dabei überließ ihn ein Frösteln. „Mir sein arme Zeit“, hatte die Schneidersch gesagt. —

„Arme Zeit — armes Pittchen“ pffiff der Wind ihm entgegen. Wie mit Geisterhand strich es ihm übers Gesicht. Wenn die Väbbi nun umkam da hinten in der verlassensten Kammer —?! Wenn die Zeih ihm untren wurde —?! Er schüttelte sich wie im Fieber, eine unbezwingliche Angst packte ihn und zugleich ein Grimm. Er ballte die Faust im Saal in ohnmächtiger Wut. Geld, Geld!

Immer noch hörte er das Jammern, es mischte sich mit dem Sausen des Waldes und dem Brausen der Salm. Zweifelnd unschlüssig stand er. Sollte er nicht hinlaufen nach Oberkail und auf eigene Faust die weise Frau holen? War es nicht Menschenpflicht, Christenpflicht? Würde ihm die Gutthat nicht vergolten werden vom himmlischen Vater, schon hier auf Erden, bald, jetzt?

„Hahaha!“

Wer hatte da gelacht?! Erschrocken sah er sich um, das eigene Hohngelächter gellte ihm in den Ohren.

Der da oben — haha — ja, das hatte sich was mit der Vergeltung! Die gab's nicht.

Er hatte ein Hungerleben geführt, seit er denken konnte. War's nun nicht endlich Zeit, daß er in der goldenen Rutche fuhr und seiner Zeih Kleider kaufen konnte, so viele die wollte?

Die Zeih, ja die — hin, schnell! Der mußte er das Schamuzieren legen. Nur schnell, sehen, was die machte! Dann hin nach Oberkail.

Dicht vorm Wirtshaus stieß er auf Lina. Sie trug einen Kamm mit großen blauen Steinen im Haar und ein bunt schottisches Knäpftüchlein um den Hals. Sie schlenkerte den Rock und drehte sich; sie wurde alle Tage hübscher, das sah er doch.

„Pittchen,“ rief sie und lachte, daß ihre Zähne blühten. „Eweil sein ech fein, gäl? Dän Kamm haon ech gelaast, dat Dückelchen — sie verdrehte die Augen in der fruchtlosen Anstrengung, sich selber zu bewundern — „dat haon ech zukritt.“

„Maanwäjen,“ brummte er.

„Pittchen“ — schon hing sie schmeichelnd an seinem Arm — „kaaf mer noch ebbes!“

Ohne etwas zu sagen, schüttelte er verneinend den Kopf. „Dau moßt! Pittchen, nor e kaan Andenken!“ Schnell sah sie sich um, dann strich sie ihm rasch über die Backe, ihr Ton war bittend: „Pittchen!“

„Ech haan te Gäl!“

„Dau Lappes!“ Sie stieß ihn von sich, daß er gegen die Hauswand taumelte.

Wühnig trat er in die Schenkstube. Da saß der Reisende auf dem einzigen Polsterstuhl des Hauses, und auf der Bank, dicht neben ihm, die Zeih. Sonst war kein Mensch im Zimmer.

Ein Glasche Erdener hatten sie vor sich, eine geleerte stand schon am Boden. Der mußte der Zeih fleißig eingesehen haben, sie glühte wie ein roter Mohu, ihre Augen waren kleiner geworden und schwimmend.

Als sie ihren Mann erblickte, sprang sie freudig auf: „Pittchen! Eweil kömmt?! Höhr Reisender“ — veriranlich legte sie ihre Hand auf den Arm des Herrn — „wollen Se eweil net su gut sein, on Ihr Mastren nehme gieh? Dat Pittchen es hei, for dat Kleid zo kaafen!“

War sie toll? Peter zapfte sie am Rock; er riß ihn ihr fast aus den Faltten, sie hörte nicht. Beide Ellbogen auf den Tisch gestemmt, studierte sie das Musterbuch, das ihr der Reisende vorgelegt hatte.

„Dat rute oder dat blaue? Wat es nau schiener?“ Sie legte zweifelnd den Kopf auf die Seite.

„Nehmen Sie das blaue“, redet der Reisende zu, „die Elle kostet nur ein Kastemännchen (2½ Egr.) mehr. Sie haben dafür aber ganz andere Ware. Ein Kastemännchen spielt doch keine Rolle!“

„Nä“, sagte Lucia.

Peter gab ihr einen Puff. „Biste güd?“ rannte er ihr zu.

„Also das Blaue?“ fragte der Reisende.

„Dat Blaue. On wievill Ehlen haon ech netig?“

„Siebzehn. Pro Elle fünfzehn Silbergröschen, macht fünfundsanzig Mark fünfzig Pfennig, oder — die neue Währung werden Sie hier noch nicht so recht kapieren — acht Thaler fünfzehn Silbergröschen. Für dieses Kleid ein Spottgeld!“

„Sao, dat es et aach! Gäl, Pittchen?“ Freudig erregt drehte sich Lucia nach ihm um.

„Acht Thaler —?!“ Er stand betroffen! Acht Thaler! Die Stube schien mit ihm herumzutanzten, es schwindelte ihm. Acht Thaler — woher sollte er die nehmen!

„Gäl, Pittchen, mei nei Kleid, es wonnerschien?“ Sie jaudzte fast.

„Komm — eweil kann ech net — ech — net heit, en aamerma — villsicht morjen“, murmelte er verlegen. Er faßte über ihre Schulter und schlug ihr das Musterbuch vor der Nase zu: „Bisad meß net e su!“ Und dann klang seine Stimme rauher, ganz heiser: „Ech haon te Gäl.“

„Ach was!“ Der Reisende lächelte. „Für so'n hübsches Weibchen muß man immer Geld haben!“

Das verdammte Lächeln! Peter krampfte die Hände ineinander und riß sie wieder auseinander, daß alle Gelenke knackten. Lucias Blick ruhte flehend auf ihm; jetzt glaubte er eine gewisse Verachtung darin zu entdecken, jetzt wendete sie ihre Augen ab. Ihre Brauen waren zusammengezogen, ihre Lippen aufgeworfen; sie lehrte ihm den Rücken.

„Zeih, hör ech!“

Sie gab gar nicht acht auf das, was er sagte. Sie stand dicht vor dem Reisenden — der war ein großer, hübscher Mann und paßte gut zu der großen, hübschen Frau — und flüsterte ihm etwas zu.

Was hatten die miteinander zu tuscheln?! Als wäre der Ehemann gar nicht da, so ungeniert benahmen sie sich. Immer dichter steckten sie die Köpfe zusammen.

„Zeih!“ Zitternd stieß Pittchen ihren Namen hervor.

Der Reisende lächelte und Lucia sicherte.

„Eweil maachste en End!“ Wiffert schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Seien Sie doch nicht ungemüthlich!“ Der Reisende zwinkerte der jungen Frau zu und klopfte den Erregten auf die Schulter. „Ich bitte Sie, Herr Wiffert, was ist denn da

lange Ueberlegens?! Ich will Ihnen gern entgegenkommen; Sie zahlen mir jeden Monat einen Thaler ab, das merken Sie gar nicht, in achteinhalb Monaten sind wir quitt.“

„Nä.“ Peter sah unchlüssig zu Boden, aber er bemerkte doch, wie die Zeit den Herrn zupfte.

„Wahrhaftig kein Geschäft! Ich will Ihnen noch mehr entgegenkommen — 's thut mir wahrhaftigen Gott leid, daß die junge Frau nicht das Plaisier haben soll — den halben Monat, die fünfzehn Groschen, will ich gar nicht von Ihnen haben. Nur acht Thaler — halb geschenkt! Menschenkind, seien Sie doch nicht so stierköpfig! Wenn ich so 'n hübsches Weibchen hätte — gelt, mein Kind!“ Er kniff Lucia in die tiefgerötete Wange.

Peter fühlte einen bitteren Geschmack auf der Zunge, das Blut wallte ihm so jäh zu Kopf, daß seine Augen undeutlich sahen. Ein wirres Durcheinander wogte um ihn, durchschossen von feurigen Punkten. Und die feurigen Punkte fügten sich zu Buchstaben: Geld, Geld! Und aus allen Ecken kreischte es: Geld! Geld! —

Lucias erwartungsvolles Gesicht tauchte dicht vor ihm auf: „Gäl, Bittchen, eweil laaste 't?“

Sie lächelte ihn an, nun spielte sie mit seiner Hand und puffte ihn mit dem runden Ellbogen leicht in die Seite.

„Bittchen!“ Tausend Bitten, tausend Versprechungen lagen in dem einen Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsylauderei.

Die Technik des Regierens hat im Laufe der Jahrhunderte nur geringe oder gar keine Fortschritte gemacht. Sie war bisher mit einer heillosen Umständlichkeit behaftet, und gestaltete die Verwaltung der Völkerschicksale zu einer höchst zeitraubenden Angelegenheit, als welche sich ja auch das Leben im allgemeinen kennzeichnet. Für gewöhnlich war das Verfahren derart, daß die regierenden Herren zusammenkamen, Reden hielten, Beschlüsse faßten, die dann — mit der zunehmenden Demokratifizierung der Staaten — einen immer längeren Instanzenzug zu passieren hatten. Namentlich im Deutschen Reich war das Regieren eine unendlich komplizierte Einrichtung. Die Vielzahl der Einzelstaaten, deren genaue Summe nur in der höheren Arithmetik Bewanderte auswendig zu behalten vermögen, erschwerte die Völkereinkerei auf eine Weise, daß die Minister wiederholt erklärt haben, für das lumpige Geld, das sie erhielten, die verlangte Arbeit nicht leisten zu können. Ein hoher Beamter äußerte neulich einmal, ihm läme der Bundesrat so vor wie eine Feuerwehr, deren Mannschaften über ganz Deutschland verstreut wären, und die, wenn es in Berlin brennt, erst eine gemeinsame Sitzung veranstalten, um die räthlichen Lösungsregeln zu beschließen.

Dieser Uebelstand wird seit geraumen Jahren mit immer wachsendem Anmut empfunden. Eine Zeitlang dachte man daran, den Bundesrat überhaupt abzuschaffen, mit ihm natürlich auch den Reichstag, und die ganze Maschine unter die Obhut einer Person zu stellen. Es zeigte sich indessen, daß dieser Weg nicht gangbar war. Man hätte nämlich konsequenterweise auch die Landesparlamente bis auf einen beseitigen müssen — im Interesse des Dienstes und der Abkürzung des Schreib- und Redewerks — da sie aber, wie sich herausstellte, sämtlich unzweifelhaft von Gottes Gnaden waren, wäre die Bevorzugung eines einzigen auf Kosten aller übrigen eine Ausföhnung gegen die himmlische Autorität gewesen.

Es war namentlich der Verkehrsminister Herr v. Poddbielski, der in seinen dienstfreien Augenblicken ängstlich angestrengt über dieses Problem nachdachte. Er hatte in seinem Ressort schon die denkwürdigsten Reformen erfolgreich durchgeführt. Eben erst hatte er zum Jahrhundertwechsel die amtliche Verkehrskarte — „Wo ist die Kunst?“ — entdeckt, aber sein rastloser Geist gestattete sich keine Ruhe; kaum hatte er jene Karten zur grünen Sonne abgesetzt, kaum hatte er die Einrichtung der parlamentarischen Abende in der Weise genial vereinfacht, daß er, um den Gästen das lästige, anstrengende und zwecklose Unterhalten zu ersparen, einen Redner engagierte, der den ganzen Abend über einen Vortrag über die Fortschritte der Postverwaltung halten mußte, so grübelte er schon über einen Entwurf zur Abkürzung des Regierungsverfahrens. Sollte es in der welthistorischen Zeitperiode, in der Deutschland sich aus einem Landvolf zu Seefahrtgerieren mit Anpassung an das Klima des Hofes empor entwickelt, wirklich nicht möglich sein, eine der Größe des Augenblicks wie den Bedürfnissen des modernen Verkehrs angemessene Regierungsmethode zu entdecken?

Der Zufall, der Schwiegervater — um in Herrn v. Witlows Verwandtschaftspoesie zu sprechen — der Schwiegervater aller großen Erfindungen kam dem Generalpostmeister zu Hilfe. Krupp hatte einen sehr ungnädigen Brief nach Berlin gesandt. Er führte bittere Klage. Erst habe man ihm seinen Schweinburg fortgeleckt, dann verderbe man ihm das Geschäft und verbiete ihm, Granaten für England zu liefern, und jetzt verschlepe man gar in der unverantwortlichsten Weise die Flottenvorlage. Wollte man warten, bis der Plan un-

noch die Mißblätter interessiere? Strebe man denn mit aller Gewalt danach, die Industrie völlig zu ruinieren? Er (Krupp) habe es satt, Stumm sei schon vor Kerger nach Italien gereist, so daß das Niveau der deutschen Unternehmerintelligenz rapid gesunken, wenn nicht binnen acht Tagen die Flottenchose fix und fertig sei, so werde er andere Saiten aufziehen.

Der Brief wirkte sehr verstimmend. Man konnte dem ersten Patrioten des Deutschen Reiches weder unrecht geben noch seinem berechtigten Wunsch sich widersetzen. Darüber war man sich sofort klar: In acht Tagen mußte unter allen Umständen die Sache erledigt sein — sonst — die Folgen konnten entsetzlich werden! Aber wie das anstellen? Der Bundesrat mußte sich doch — die Verfassung durfte nicht ganz umgangen werden — mit der Vorlage beschäftigen und über sie sich entschließen. Aber die Zeiten waren einer prompten Erledigung recht ungünstig. Wie sollte man so schnell die Bundesratsmitglieder zusammenentrommeln? Im Süden und Westen des Reichs war man mitten im Carneval; es kam keinem Staatsmann, der seine Aufgaben ernst nimmt, zugemutet werden, unter solchen Umständen das Volk seines engeren Vaterlandes zu verlassen. Außerdem war man sich gar nicht sicher, ob einige Mitglieder nicht Schwierigkeiten machen, eine gründliche Durchberatung fordern und Abänderungen vorschlagen würden. Darüber würden Wochen hingehen, und man hatte doch nur acht Tage Zeit. Es waren aufregende Stunden für die in Berlin wohnenden Staatslenker.

In dieser Not, als kein Ausweg sich den Verzweifeltsten zu eröffnen schien, überkam den Herrn v. Poddbielski jene große Offenbarung, die in der Geschichte der Regierungskunst eine neue Epoche einleiten wird. Kinder, sprach der Generalpostmeister zu seinen Kollegen, wir sind sozusagen bisher alle Dufels gewesen. Wozu hat dem der olle Schwede, oder wer es sonst war, das Telegraphieren erfunden! Machen wir einfach 'ne telegraphische Bundesrats-Sitzung. Das geht ohne die geringste Verfassungsverletzung und in 'ner kleinen Stunde haben wir das Ding jezt fertig. Her mit'm Flotten-Entwurf und 'm jediesenen Telegraphier-Klavier — Willow weiß die Adressen — und das Geschäft is richtig, wie Heine sagt.

Die Kollegen waren begeistert. Nur Witlow, der ein wenig eifersüchtig auf den Verkehrsminister war, versuchte, Poddbielski zu übertrumpfen und schlug vor, um Zeit zu ersparen, lieber das Telephon anzuwenden.

Aber Poddbielski fertigte ihn mit überlegener Sicherheit ab: „Ne, kleiner, vons Theater und die Hausa magst Du was verstehen, aber auf meinem Gebiet bist Du bloß 'n Baisenknebe. Telephon? Nicht in die Hand! Erst kriegt man keinen Anschluß, dann sezt 'ne Leitungsförderung ein, und schließlich giebt's nur Hörfehler. Wir telegraphieren ja SS“, das geht ebenso plötzlich und ohne Mißverständnisse.

Witlow gab nach und man beschloß nach dem Vorschlag Poddbielskis, der sich einen Telegraphen-Apparat hereinbringen ließ und ihn selbst mit großer Geschicklichkeit bediente. Zuerst wurde an sämtliche Bundesratsmitglieder folgendes Telegramm geschickt:

Berlin, Bundesrat, 18. I. 00. 9.50 um.

Sieben Flottenplan eingegangen. Verdoppelung. 3 1/2 Milliarden. Keine Zeitlimitierung. Ersuchen drachtwendend Generaldebatte.

Hohenlohe war sehr ängstlich, ob man auch bei der Adressierung niemand vergessen habe. Aber Witlow leistete Garantie, daß man die Verfassung bis aufs i-Tüpfelchen innegehalten habe. Auf die Einstimmigkeit des Beschlusses läme es ja ganz besonders an.

Poddbielski schlug nun vor, bis zum Eintreffen der Antworten einen kleinen Stat zu dreschen — oder noch besser — Vaccarat. Nebenbaben war entsezt, sprach von Zwangsverziehung, und Witlow fand den Vorschlag geistlos. Er wußte etwas Besires, zog den „Lokal-Anzeiger“ aus der Tasche und las mit schöner und loquenter Betonung den Bericht über den Liegniger Gattungsstorb-Prozeß vor. Man hörte sehr gespannt zu und tauschte wacher seine Bemerkungen über das Gehörte aus. Hohenlohe fand seine Anspannung wieder einmal bestätigt, daß die Agrarier entseztliche Leute seien; Miquel empfahl als das einzige Mittel, die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande zu heben, eine Erhöhung des Getreidezolls; Ripitz meinte, wenn wir erst eine starke Flotte hätten, würden diese und ähnliche Geschichten nicht mehr vorkommen. Poddbielski fand die Sache schneidig, und Herr v. Witlow gab geistreiche kritisch-ästhetische Bemerkungen zum Besten: Das sei eigentlich die Tragödie Romeo und Julia im Ferkelstall, oder Liebe, Mamonn und Strichnin usw. So rannen in angeregter Unterhaltung die Minuten. Schon trafen die ersten Antworten ein, und bald waren sie alle da. Die meisten begnügten sich mit der Wendung: „Ich schließe mich voll und ganz meinem Vordredner an.“

Nur Württemberg erklärte, wie schon bei der Zukthausvorlage, es sei zwar gegen den Entwurf, besirworte ihn aber um so feuriger. Und Baden beschränkte sich auf die Versicherung: „Hurra, hurra, hurra!“ Für einige Bundesratsmitglieder, die bei der Ankunft des Telegramms gerade abwesend waren, antworteten die Chefkassen, für eines das Dienstmädchen, letzteres mit ganz besonderer Begeistierung.

„Die Generaldebatte ist geschlossen.“ Konnte Hohenlohe alsbald verstanden, nachdem Witlow das Material schnell durchgesehen, wie treten in die Specialdiskussion ein. Bereits war das zweite Telegramm fertig, das also lautete:

Berlin, Bundesrat, 18. I. 00. 11.5 um.

Specialdiskussion. Drei Paragraphen, deren Inhalt und Wortlaut brieflich nachgeliefert wird. Erbitten gleich Reden und Abstimmung für alle drei Paragraphen zusammen nebst Schlussabstimmung drachtwendend.

Diesmal war es für die Mitglieder schwieriger, über die Zwischenpause hinwegzukommen. Glücklicherweise kam gerade der Specialphotograph der „Woge“ und fertigte fünfzig Momentaufnahmen an: „Der Bundesrat berät die Flottenvorlage — erstes Stadium,“ „der Bundesrat berät die Flottenvorlage — zweites Stadium,“ und so fort bis zum 40. Stadium. Die fünfzigste und letzte Aufnahme zeigte eine ergreifende Schlussapothose: Hohenlohe schluchzend an Bülow's Brust, Pobjielski die Fertigstellung der Vorlage laut verkündend, Tirpitz träumend in die herrliche neue Zukunft stierend.

Eben hatte der Photograph den Saal verlassen, da fluteten schon die Telegramme herein. Sämtliche Telegramme lauteten übereinstimmend: 1. Ja. 2. Ja. 3. Ja. Total: Ja.

Pobjielski schmunzelte pfiffig; er halte nämlich, ohne daß die anderen es gemerkt hatten, die zu gebende Antwort mittelegraphiert, um eine möglichst übereinstimmende Anschauung aller Beteiligten in einer Frage zu erzielen, wo es sich um des Reiches, Macht und Herrlichkeit handelte.

Damit war die Vorlage erledigt und Hohenlohe distierte dem Genalsekretär zum Abschlus folgendes Telegramm:

Berlin, Bundesrat 18. I. 00 12.30 um.

Krupp Essen.

Es ist erledigt.

In diesem Augenblick aber stich Bülow einen marktschättrnden Schredrus aus. Er hatte die Antworten gezählt und für beide Telegramme festgestellt, daß eine Antwort fehlte. Alles erbleichte. So war man doch im Deutschen Reich sich nicht ganz einig über diese Lebensfrage! Hohenlohe fragte, man habe wohl doch, wie er gleich gesagt habe, an ein Mitglied vergessen zu telegraphieren. Bülow bewies das Gegenteil. Pobjielski vermutete, es sei möglicherweise seit der letzten Zahlung ein Bundesstaat eingegangen. Dann hätte man aber doch wenigstens in Berlin eine Anzeige erhalten! Miquel verdächtigte Lippe - Wiestefeld der Obstruktion. Aber nein, Lippe hatte sich auch voll und ganz zustimmend erklärt. Bülow sah nun nochmals die Antworten durch und jetzt stellte sich heraus: Neuß ältere Linie hatte nicht erwidert. Dieser Flecken auf dem glänzenden Schild der Einmütigkeit mußte beseitigt werden.

Pobjielski sandte ein Telegramm nach dem anderen ab, um zur schleunigen Beantwortung zu mahnen. Vergebliches Warten — aus Neuß älterer Linie kam kein Echo. Auch ein telephonischer Verbindungsversuch, zu dem sich Pobjielski von den Verzweifelten schließlich überreden ließ, scheiterte. Da endlich — es war beinahe schon Dinerzeit — kamen sämtliche von Berlin nach Neuß älterer Linie abgegangenen Depeschen unerbroschen zurück. Die ersten enthielten den Vermerk: „Trop mehrfachen Klingelns Haustür nicht geöffnet.“ Auf die letzten hatte der Depeschenträger geschrieben: „Annahme verweigert!“

Das ist der Grund, warum die Flottenvorlage nicht bereits am Donnerstagabend veröffentlicht worden ist. — Joc.

Kleines Feuilleton.

g. Eine rücksichtslose Person. Das Zimmer war behaglich warm, die roten Streiflatter des flackernden Kaminsfeuers mischten sich mit den steigenden Schatten des frühen Winterabends. Die Mutter hatte sich tief in die Sofaede gedrückt. Den Kopf auf ein weiches Damensissen gestützt, träumte sie mit offenen Augen vor sich hin. Die Tochter sah im Schenkelstuhl am Fenster, lang hingegossen; sie kämpfte mit dem letzten Tagesdämmer um das Schlupfloch des neuen Weihnachtsromans. Dabei knabberte sie Pflasterkuchen und machte hin und wieder eine Haselnuß, Ueberreste vom verflissenen Fest.

Es war still im Zimmer und die Uhr tickte leise. Da plötzlich ein Anarren, die Thür nach den Hinterräumen öffnete sich, ein blonder Mädchenlopf lugte durch den Spalt: „Ach Frau Dolkern!“

„Ja — was ist denn?“ Die Mutter fuhr jäh empor, „was wollen Sie denn, Marie?“

„Ach Frau Dolkern, ich wollte man fragen, ich bin nu fertig mit Aufwaschen, soll ich nu erst das Silber putzen oder erst die Wäsche legen?“

„Putzen Sie zuerst das Silber, das hab ich Ihnen schon vorhin gesagt!“

„Ja, ach ja, ganz recht, Frau Dolkern, ich hatte es vergessen.“ Die Thür schließt sich wieder.

Die Mutter lehnt sich von neuem in die Kissen zurück und senkt auf: „Nein, ehe sich solch neues Mädchen eingewöhnt hat, es ist schrecklich!“

„Und die scheint auch nicht sehr stark von Begriffen zu sein —“ die Tochter macht eine bezeichnende Kopfbewegung nach der Thür — „uff, da wär' ich endlich fertig!“ Sie legt das Buch auf das Fensterbrett, verdrängt die Arme unter dem Kopf und wiegt sich leise hin und her.

Die Mutter wendet das Gesicht zu ihr hinüber: „Nicht wahr, der Graf heiratet die Baroness Helene?“ „Natürlich, das merkte

man doch schon lange, und die Fürstin vergißet sich . . . nein, was giebt es denn schon wieder?“ Sie richtet sich auf und blickt nach der Thür. Das Mädchen ist in das Zimmer getreten: „Ach, ich wollte mir man das Kaffeegeschirr holen, jüdisches Fräulein, das Silberbrett soll doch auch mit gepußt werden, nich wahr? Sind Sie denn fertig?“

„Ja, ja, machen Sie nur, daß Sie rauskommen!“ Das Mädchen räumt das Geschirr zusammen und geht nach der Küche, die Tochter sinkt von neuem in ihre behagliche Stellung zurück. „Nein, der Schluß ist eigentlich das hübscheste an dem ganzen Buch, besonders die Verlobungsszene. Was die Fürstin für ein Gesicht macht, als der Graf ihr die arme Helene als Brant vorstellt, — Du mußt es wirklich lesen, Mama.“

„Ja, ich will mich nach dem Abendbrot daran machen, wenn Papa in der Küche ist . . . Mein Gott, Marie, sind Sie schon wieder da?“

Das Mädchen dreht verlegen das Schürzenband zwischen den Fingern: „Gott, Frau Dolkern, ich wollte man bloß fragen, Frau Dolkern, soll ich denn das silberne Kaffeebrett erst abwischen oder gleich mit „Amor“ überreiben, weil ich doch noch nich so Bescheid weiß!“

„Natürlich erst abwischen,“ — die Mutter richtet sich auf — „dannach erst noch zu fragen . . . Ueberhaupt lassen Sie jetzt endlich das Thürklappen sein. Denken Sie, wir heizen hier für gar nichts? Ewig reißen Sie die Thüren auf und schleppen uns die kalte Küchenluft und alle Küchengerüche mit in das Zimmer. Denken Sie vielleicht, daß es angenehm ist, das einzatmen? Ich verbitte mir das von Ihnen. Sie sind eine rücksichtslose Person, jawohl, eine ganz rücksichtslose Person sind Sie!“ —

Musik.

Was heißt das: „jemand spielt akademisch“, oder: „er spielt als der richtige Professor?“ Das heißt vor allem: er arbeitet mehr auf das Vermeiden nahegelegender Fehler als auf das Darbieten fernerelegender Vorzüge hin. So also, als sollte zugleich in jedem Augenblick ein Schüler vor den ihm dräuenden Fehlern bewahrt und insbesondere — was eine Hauptsache ist — lieber von der Kenntnis eigenartiger Vorzüge ausgeschlossen als zu ihrer übertriebenden Nachahmung verleitet werden. Der Lehrer hat ja gar viel damit zu thun, Uebereifer zu zügeln; also wird er auch selber, wenn er abends etwas zum besten giebt, eher das Gegenteil von Uebereifer zeigen. Die künstlerische Abrundung und die Wohlthat des Vermeidens sowohl einer Ueberreibung der Meisterschaft zum Virtuosenhum, als auch einer Unterbietung der Meisterschaft zum Dilettantismus werden aber jedenfalls zum schönsten Schmuck solcher Vorträge gehören. Ob jedoch aus einem, wohl erst zu entwerfenden, Ideal eines Lehrers der Kunst nicht noch höhere Konsequenzen für die eigene Vortragsweise folgen, mag vorläufig dahingestellt bleiben.

Solcherlei Erwägungen lagen uns schon immer auf dem Herzen, wann wir, wie es in der letzten Zeit häufig geschah, über die Eigenart mancher unserer Kammermusik-Gesellschaften zu berichten hatten; und sie drängen sich in dem Augenblick wieder vor, da wir Eine dieser Gesellschaften zu erwähnen haben, die hier längst heimisch ist, aber unserer Berichterstattung in der letzten Zeit entgangen war. Ich meine das „Frankfurter Trio“, bestehend aus drei in Frankfurt am Main wirkenden Herren: dem Klavierspieler Professor James Kwaß, dem Violinisten Adolf Kehnler und dem Violoncellisten Johannes Hegar. Alles in allem darf man die Leistungen dieses Verbandes zu den künstlerisch wertvollsten rechnen, die wir kennen, und der verhältnismäßig schwache Besuch ihres, allerdings beifallgekrönter Konzerts am Dienstag entsprach diesem hohen Niveau keineswegs — zumal im Gegensatz zu dem, was sich eine gewisse Mäcenaten-Aristokratie im Possieren mancher Lieblinge leistet. Unter all den Vorzügen, die in jener kurzen Mischung eingeschlossen liegen, möchten wir den eines sehr vollen, fastigen, energischen Tones hervorheben, der den drei Spielern und besonders dem Pianisten eigen ist. Daneben bleibt freilich der „akademische“ Zug bestehen: insbesondere vermischt man eine schärfere Handhabung der Accente — es lehrt schließlich die alte Klage wieder, daß die Lehren von der Phrasierung noch immer recht wenig durchgedrungen sind. Diese akademische Mattigkeit war wohl am meisten zu spüren bei der Beethovenschen Violoncellsonate in A-dur, vielleicht dem vornehmsten Werk dieser Specialität. Lebendiger ging es bei den zwei andern Programmnummern zu, Berlin von Komponisten, die zum „Akademischen“ passen wie nicht bald irgend welche anderen, die unvermeidlichen Herren Dvoršak und Brahms. Von jenem kam das F-moll-Trio mit interessanten Mittelfagen und halb langweilig konstruiereten halb ländlich schwungvollen Gäsagen; von diesem das H-dur-Trio, dessen älteren Fassang der Komponist später durch eine neuere ersetzt hat. Die Verschiedenheit beider Fassungen ist längst als eine lehrreiche Offenbarung meisterlicher Einsicht anerkannt. Die geradezu besorgende Gewichtigkeit und Eigenständigkeit der Reform ist jetzt zwar gemildert, aber lange nicht geschwunden. Höher Achtung ist auch dieses Trio allerdings wert. — sz.

Psychologisches.

k. Gedächtnisuntersuchungen an Schülern. Im „Berliner Verein für Kinderpsychologie“ teilte Dr. Kempfer die sehr interessanten Ergebnisse von Gedächtnisuntersuchungen mit, die er an Schülern der Friedrich-Werderischen Realschule angestellt hat. Es wurden zu

diesem Zweck den Schülern immer zehn zweifelhafte Fremdwörter, die der lateinischen Sprache entnommen und ihnen gänzlich unbekannt waren und mit der hinzugefügten Bedeutung keinerlei Ähnlichkeit aufwiesen (z. B. eurus = Ostwind, segnis = träge) vorgelegt. Die Einprägung sollte rein mechanisch erfolgen; jede Reibe wurde in gleichmäßigem Rhythmus fünfmal hintereinander in 200 Sekunden dargeboten. Die behaltene Worte wurden auf Zettel geschrieben und dem Lehrer übergeben. Um festzustellen, bei welcher Art des Gedächtnisses das Einprägen am besten vor sich ginge, ob beim Gehör- oder beim Gesichtsgedächtnis oder bei der im Schulunterricht gewöhnlich angewandten kombinierten Methode, wurde ein dreifaches Verfahren eingeschlagen: die Wörter der ersten Versuchsreihe wurden vom Lehrer vorgelesen, die der zweiten gedruckt oder geschrieben vorgezeigt und die der dritten zugleich gezeigt und gelesen. Bei solchen Versuchen, die mit Untersechundauern in einem Durchschnittsalter von 15½ Jahren gemacht wurden, ergab sich, daß von der Gesamtzahl der in den drei Reihen dargebotenen Worte 54,4 Prozent behalten wurden. Wort und Bedeutung richtig miteinander verknüpft wurde in 50 Proz. der Fälle, Umstellungen in der richtigen Reihenfolge kamen in 16,6 Proz. der Fälle vor. Nur gelegentlich traten falsche Assoziationen und kleinere Fehler in der Wiedergabe der gegebenen Wörter ein. Betrachtet man dagegen die drei auf verschiedene Methoden eingetragten Reihen für sich, so ergibt sich, daß das Gehörsgedächtnis dem Gesichtsgedächtnis und auch der kombinierten Methode bedeutend überlegen ist; die vorgelesene Reihe wurde um 13,1 Proz. besser behalten als die gezeigte und um 8,3 Proz. besser als die in kombinierter Methode mitgeteilte. Es kommt dies wahrscheinlich daher, daß beim visuellen Gedächtnis die Aufmerksamkeit sehr stark beeinträchtigt ist. Bei einer Wiederholung entsprechender Versuche, die mehrere Wochen später gemacht wurde, zeigte sich der Einfluß der Übung sehr deutlich bei der bis dahin ungewohnten akustischen und visuellen Methode, in sehr geringem Maße dagegen bei der im Unterricht gewöhnlichen kombinierten. Dieselben Versuche wurden auch in der Quarta gemacht, und es zeigten sich, der Altersdifferenz entsprechend, geringere Gedächtnisleistungen, im Durchschnitt um 10,6 Proz., so daß man die Zunahme der Gedächtnisfähigkeit in diesem Alter etwa auf 3,5 Proz. pro Jahr annehmen könnte. Auch in andern Klassen wurden solche Versuche gemacht, immer zeigte sich das Lernen durch das Gehör dem durch das Gesicht entschieden überlegen. Als dagegen im psychologischen Institut die Unversität die Experimente unter bedeutend schärferen und günstigeren Bedingungen durchgeführt wurden, bei denen die Art der Aufnahme für Auge und Ohr möglichst gleich gemacht war, zeigte es sich, daß im allgemeinen die Schüler auf beide Methoden etwa gleich gut lernten. —

Aus dem Tierreich.

— Der Kiefernkreuzschnabel ist einer unserer merkwürdigsten Vögel, der die Nadelwälder der nördlichen Gegenden oft in großen Mengen bevölkert. Die Tiere behaupten hier keine festen Standquartiere, sondern streifen stets nach solchen Gegenden, in denen der Nadelbestand besonders gut geraten ist. Hier erscheinen sie dann plötzlich in solcher Anzahl, daß es kaum begreiflich ist, an wo die Scharen so schnell herbeigezogen kommen. In den von Nadelholzwäldern ärmeren Teilen von Deutschland kommen sie oft schon im Mai einzeln herangezogen, treffen im Juni familienweise ein und erscheinen im Juli und August in großen und kleineren Schwärmen bewohnt werden, bis sie dann im April wieder wegziehen. Hier in den Zweigen der Nadelholzbäume bewegt sich der Kreuzschnabel sehr geschickt, wobei er sich, wie die Papageien, des Schnabels beim Nistern mit bedient, weshalb er auch vielfach als „Papagei der nordischen Wälder“ bezeichnet wird. Sonst ist der Vogel schwerfällig, häupt nur höchst ungeschickt, und kommt er einmal auf den Boden herab, so sind alle seine Bewegungen unbeholfen. Mit dem mehr oder minder reichen Erntesegen der Nadelwälder hängt auch die Fortpflanzungszeit eng zusammen. In günstigen fetten Jahren beginnt der Kreuzschnabel schon im Januar, wenn der Winter nicht sehr kalt ist, mit dem Nestbau, bei ungünstigen Nahrungsverhältnissen erfolgt die Brut jedoch erst später. Die Fortpflanzung selbst ist an keine bestimmte Zeit gebunden, da zu gewissen Zeiten in allen Monaten des Jahres, vom Januar bis in den Dezember, Eier oder Junge in den Nestern gefunden wurden. Selbst nicht einmal die Rauser unterbricht den Fortpflanzungsstrieb. Besonders im Winter, wenn der Schnee die Nadelbäume bedeckt, ist es ein reizendes Bild, das Nest mit Eiern oder Jungen zu finden. Das so plötzliche Auftauchen von Schwärmen ihres Kreuzschnabels, das ebenso plötzliche Verschwinden derselben, dazu das eigenartige Aussehen, das ein wenig scheue Wesen dieses Vogels, läßt das Tier im Volksglauben wunderbar erscheinen und dichtet ihm allerlei geheimnisvolle und wundererweckende Kräfte an. Der Aberglaube schreibt ihm die Eigenschaft zu, gewisse Krankheiten vom Menschen ab und auf sich zu lenken, er sagt, daß der Genuß des Wassers aus seinem Trintgeschirr ein sicheres Heilmittel gegen die Gicht sei, und daß ein Haus, in dem ein Kreuzschnabel gehalten werde, von einer Feuersbrunst verschont würde. Hier und da gilt auch das Erscheinen der Kreuzschnabelscharen für glückbringend, an andern Orten wird aus ihrem Auftreten Unglück, Krieg und Pestilenz hergeleitet. Als Krankheits-

linderer, als Krankheitsvertreiber, als Schützer von Haus und Hof hält noch heute der biedere Waldbewohner seinen Kreuzschnabel. Auch der Vogelliebhaber findet an der Pflege des Vogels manches Vergnügen, da er als ein angenehmer, bald zahmer Stubengenosse zu bezeichnen ist. Als Käfig weise man ihm möglichst ein Drahtbauer an, welches mit verhältnismäßig dicken Stangen ausgestattet ist und reiche als Hauptfutter Hartkornen, als Zusatz Nadelholzsamen und Hafer. Als sonstige Futtermittel werden von dem Tier gern Ameisenpuppen, etwas Weichfutter, Nadelholzzapfen, Nadelholzschnitzlinge und Vogelbeeren genommen. Große Wärme liebt der Vogel nicht und wird er aus diesen Gründe über Winter in einem ungeheizten Raum untergebracht. Paarweise gehalten, oft mit frischem Trint- und Badewasser versehen, dauern die Tiere lange in der Gefangenschaft aus. — (Haus, Hof, Garten.)

Humoristisches.

— Frommer Wunsch. Hausfrau (die eine Vase fallen läßt): „Ach, wenn das nur unser Köchin passiert wär, dann könnt' ich's ihr doch vom Lohn abziehen!“ —
 — Die strenge Mama. Fräulein: „Papa hat gesagt, wir haben Sonntag eine totale Mondfinsternis!“
 Mutter: „Ja — aber nur, wenn Ihr recht brav seid, Kinder!“ —
 — Widerspruch. Tourist (das ihm vorgelegte Fremdenbuch durchlesend): „Meyer, Müller, Cohn, Wolf, Schulze — und das nennen de Leit n' Fremdenbuch?“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Gerhart Hauptmanns neues Werk „Schluck und Jan“ gelangt am 3. Februar im Deutschen Theater zur ersten Aufführung. —
 — Die Erstaufführung von Lauffs „Eisenbahn“ soll im Schauspielhaus am 26. Januar stattfinden. —
 — Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater wird nicht in eine Operettenbühne umgewandelt. Max Samst behält die Direktion, für die künstlerische Leitung ist Osfried v. Hanstein, für die geschäftliche Wilhelm Wendiner gewonnen. —
 — Glucks Opern sollen in Zukunft stärker im Repertoire des Berliner Opernhauses vertreten sein. Zunächst ist eine Neuaufführung der „Armide“ beabsichtigt. —
 — Eine Erinnerungsfeier für Johannes Brahms, die am 29. Januar im Beethovenaal stattfindet, bildet die erste diesjährige Veranstaltung der „Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“. Hierauf folgen im Architekturhaus Vortragsabende, bei denen Ernst von Wolzogen und Hans Olden eigene Dichtungen vorlesen werden; Harden spricht über „Literatur und Schauspielkunst“ und Fritz Stahl hält einen Projektionsvortrag über Max Klinger. —
 — Die Wiener Secession eröffnet dieser Tage eine Ausstellung, die ausschließlich Werke japanischer Kunst aus einer Berliner Sammlung enthält. —
 — Böcklin polizeilich beanstandet! Das „B. L.“ berichtet: „Ein neues Beispiel von Sittenmoral ist in Berlin zu verzeichnen. In der Kunsthandlung von Kessler und Meiner erschien ein Schulmann, auf dessen Befehl die Nachbildung einiger sehr bekannten Kunstwerke aus dem Schaufenster entfernt werden mußten. Unter den Bildern, die das sittliche Gefühl verletzt hatten, befand sich Böcklins berühmtes Gemälde aus der Stadt-Galerie „Arciden“; ferner wurden zwei Reproduktionen nach Werken Siemiradzki und Weibhs beanstandet. Als der Schulmann darauf aufmerksam gemacht wurde, daß Böcklin ein sehr berühmter Maler sei, und daß sich das Original des Bildes in der Stadt-Galerie befände, soll er geantwortet haben: „Das ist mir ganz gleich; ins Schaufenster gehört so was nicht!“ —
 — Ibsens neues Schauspiel „Wenn wir Toten erwachen“ geht zum erstenmal in deutscher Sprache am 27. Januar am Lobe-Theater in Breslau in Scene. —
 — Ein Privatmann hat den Professoren Hädel in Jena, Konrad in Halle und Kraas in Stuttgart 30 000 M. überwiesen, damit sie folgende Preisaufgabe stellen konnten: „Was lernen wir aus den Principien der Descendenztheorie in Bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Als erster Preis ist eine Summe von mindestens 10 000 M., als zweiter und dritter von mindestens je 5000 M. in Aussicht genommen, außerdem können weitere gute Arbeiten honoriert werden. Die Manuskripte müssen in deutscher Sprache abgefaßt und bis spätestens 1. Dezember 1902 an die Direktion des Zoologischen Instituts, Professor Dr. Hädel in Jena eingekickt werden.“ —
 — Die bedeutendste Zeitung der Transvaal-Republik, der „Volkstem“, wird gegenwärtig mitten im Feldlager der Boeren redigiert und gedruckt. Der Chefredacteur, seine Mitarbeiter und seine Drucker wurden sämtlich einberufen, und so wurde eine Druckerei auf einem Wagen eingerichtet, und die Zeitung erscheint mit derselben Regelmäßigkeit wie früher. —